



HAL
open science

Außenseitertum und Selbst(er)findung in Europa (16.–18. Jahrhundert)

Sylvie Mouysset

► **To cite this version:**

Sylvie Mouysset. Außenseitertum und Selbst(er)findung in Europa (16.–18. Jahrhundert). F. Knopfer, W. Fink. Das Abseits als Zentrum. Autobiographen von Außenseiter im 18. Jahrhundert, UVHW, pp.33-50, 2016, 3869771410. hal-02022362

HAL Id: hal-02022362

<https://hal.science/hal-02022362>

Submitted on 17 Feb 2019

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Außenseitertum und Selbst(er)findung in Europa (16.–18. Jahrhundert)

SYLVIE MOUYSSET (TOULOUSE)

Françoise Knopper und Wolfgang Fink legen einen Sammelband vor, in dem ein markantes und wenig geläufiges Thema behandelt wird: die Leser werden hier zu einer kollektiven Reflexion über Autobiographie und Marginalität zur Zeit der Aufklärung angehalten. Manche dieser Texte erscheinen zunächst banal, sind es aber nicht, da der Lebenslauf der Autoren oft einzigartig ist. Diese Autoren haben die Aufmerksamkeit der Neuzeithistoriker kaum geweckt, abgesehen von James Amelang, dessen gelungene Synthese über die populären Autobiographien im Europa der modernen Epoche 1998 erschienen ist.¹ Noch dazu lassen sich beide Herausgeber von einem eventuellen Mangel an Handschriften nicht abhalten, ebenso wenig von der Schwierigkeit, Texte zu interpretieren, die die Wechselfälle ihrer Aufbewahrung überdauert haben. Diese Vorgangsweise bietet drei Vorteile: die Anerkennung, dass Ich-Aussagen Geschichtsquellen sein können, denn es hat lange gedauert, bis man zu dieser uns heute evidenten Sichtweise gelangt ist. Ebenso führte die Anerkennung der Echtheit dieser zum Teil verstreuten Papiere zu zahlreichen heftigen Debatten. Wenn man schließlich diese Dokumente nicht mehr aus der Sichtweise der Forscher betrachtet, sondern auf die Autoren selbst zurückgeht, so führt dies zu einer anderen Art der Anerkennung: man kann die Schreibtätigkeit als ein Instrument der Selbstoffenbarung betrachten, wobei der Schreiber vom Nebendarsteller zum Hauptvollzieher seiner eigenen Geschichte wird.

Dieser dreifache Schlüssel zur « Anerkennung » ermöglicht eine bessere Beurteilung des Ausmaßes des verfügbaren Corpus und seiner historiographischen Anwendungen, aber auch eine bessere Erfassung der Intentionen und Schreibmo-

1 James Amelang, *The Flight of Icarus. Artisan Autobiography in Early Modern Europe*, Stanford 1998.

dalitäten der Autoren, die sich meist erst spät auf diesen Weg begeben haben und deren Schriften heute als Trivial- oder Alltagsliteratur bezeichnet werden.²

Ich-Aussagen als Geschichtsquelle

Wie können diese disparaten Dokumente, von denen jedes « ein autonomes Werk ist, auch wenn es zum Gesamten einer Gattung gehört », ³ bezeichnet werden? Die Historiker bevorzugen den Ausdruck „Ego-Dokumente“, wenn sich dies auch nicht von selbst versteht und einige Erklärungen verlangt. Madeleine Foisil hatte 1986 die Bezeichnung „*écritures du for privé*“, geprägt und zwar in einem heute klassischen Kapitel des dritten Bandes der von Philippe Ariès herausgegebenen *Histoire de la vie privée*.⁴ Ausgehend vom religiösen Konzept der Innerlichkeit bezeichnet der Ausdruck „*écritures du for privé*“ die Gesamtheit verschiedener Schriften über sich selbst, also: Ego-Dokumente nach der treffenden Formel unserer holländischen Kollegen.⁵ Dazu gehören *Livres de raison* – die ursprünglich die Buchhaltung betreffen –, Familienbücher, Tagebücher und Schreibkalender, Berichte, Aufzeichnungen jeglicher Art (Diarien, Reiseberichte, Kriegsberichte, Gefängnisgebücher u.a.). Die Korrespondenz gehört ebenso dazu, aber die Besonderheit der Briefpraxis wie auch der außerordentliche Umfang der verfügbaren Quellen verlangen eine gesonderte Behandlung.⁶

Allgemein anerkannt wird heutzutage eine etwas weit gefasste Definition von *Ego-Dokumenten*: es geht um Texte, die unabhängig von einer Institution verfasst wurden und die von einer persönlichen Aussage eines Individuums über sich selbst, seine Angehörigen, seine Gemeinschaft, die Welt, wie es sie versteht, durch seinen Blickwinkel und seine besondere Darstellungsweise Zeugnis ablegen. Diese Dokumente haben ab dem 19. Jahrhundert das Interesse der französischen Historiker geweckt und zwar zu einer Zeit, als die Spezialisten und militanten Verteidiger der

2 Daniel Fabre (dir.), *Écritures ordinaires*, Paris 1993; Daniel Fabre (dir.), *Par écrit, Ethnologie des écritures quotidiennes*, Paris 1997.

3 Madeleine Foisil, *L'écriture du for privé*, in: Philippe Ariès (dir.), *Histoire de la vie privée*, t. 3, De la Renaissance aux Lumières, Paris 1986, 331–369.

4 Ebenda.

5 Rudolf Dekker, *Egodocument and History. Autobiographical writings in its social context since the Middle Ages*, Hilversum 2002.

6 Pierre-Jean Dubief (Dir.), *Les écritures de l'intime : la correspondance et le journal*, Actes du colloque de Brest 23–25 octobre 1997, Paris 2000. Auch die Forschungen von Cécile Dauphin und Danièle Pouban (Centre de Recherches Historiques, EHESS) sind bahnbrechend: vgl. <http://correspondancefamiliale.ehess.fr> und <http://puc.hypotheses.org>.

Familie als Basis der Gesellschaft im Sinne von Frédéric Le Play diese in ihren Veröffentlichungen besonders lobend hervorheben.⁷ Während die Gelehrten diese Dokumente zu schätzen wussten, um das Leben der Vorfahren besser zu erforschen, wurden sie in Universitätskreisen, wo – in Anlehnung an Ernest Lavisse und Charles Seignobos – eine positivistische Geschichtsauffassung herrschte, als „unnützer Papierkram“ betrachtet und nur ungern als Geschichtsdokumente, als den Urkunden und Verträgen ebenbürtige Zeugnisse der Geschichte Frankreichs anerkannt.

Ein halbes Jahrhundert lang haben fast alle⁸ Historiker und Literaturwissenschaftler diese Quellen, die den Genealogen und Lokalgelehrten als Basis dienten, außer Betracht gelassen; erst Robert Mandrou hat diese Quelle wieder neu entdeckt und das Interesse an diesem „unschätzbaren Bestand“ herausgestellt, wobei unschätzbar im vollen Sinne des Wortes zu verstehen ist. Dieser Historiker wollte die Mentalitäten der ersten Moderne aufzeigen, „ihre Beschäftigungen sowie die materielle Zivilisation nachverfolgen, [...] Erklärungen finden für ihre mentalen Verhaltensweisen, ob neu oder lange bestehend und vom Hochmittelalter herreichend.“ Dazu untersucht er Berichte und *Livres de raison*, Reisenotizen, Korrespondenzen, die für ihn „Gelegenheiten darstellen, wo sich moderne Menschen direkt ausdrücken und die insofern von unschätzbarem Wert sind.“⁹

Erst in den 1980er Jahren erfüllt sich der Wunsch von Robert Mandrou, der in Anlehnung an Lucien Febvre 1961 verkündet hatte: „Uns geht es um den Menschen.“ Die angeblich irrelevanten Schriftsteller, die von diesen Wegbereitern ausgewählt wurden, sind keine unbedeutenden Menschen. Die Stimme, die denen wiedergegeben wurde, die verstummt waren, ist zunächst diejenige einiger Individuen mit einem außergewöhnlichen Schicksal, wie zum Beispiel ein Bauernsohn, der Direktor des kaiserlichen Münzkabinetts in Wien wurde, oder ein mittelloser Junge aus dem Rouergue, der nach langer Wanderschaft Sekretär des Marquis d’Aubais wurde.

Während dieser ersten Phase der Veröffentlichung hervorragender Texte wendete sich Philippe Ariès 1986 an Madeleine Foisil; die Herausgeberin des Tagebuchs von Gouberville forderte einen neuen Blick auf die Geschichte, denn sie rief

7 Sylvie Mouysset, *Papiers de famille. Introduction à l'étude des livres de raison (France, XV^e–XIX^e siècle)*, Rennes 2007.

8 Es gab ein paar Ausnahmen, z.B. Philippe Joutard hat sich um die Veröffentlichung interessanter Egodokumente verdient gemacht: *Agricol Perdiguier. Mémoires d'un compagnon, Journaux de Camisards, Journal d'un bourgeois de Paris au temps de François I^{er}*, Paris 1963–1965 (= *Le Monde en 10/18*).

9 Robert Mandrou, *Introduction à la France moderne. Essai de psychologie historique*, Paris 1961, 27. Alle Zitate sind von F. K. übersetzt worden.

die Forscher dazu auf, „nicht so sehr das Privatleben als vielmehr die Haltung vor dem Privatleben, und nicht nur die Narratio, sondern auch die Pausen, nicht nur den Diskurs, sondern auch das Schweigen“ zu erschließen.¹⁰

Nunmehr kennt die Erforschung der Alltagsgeschichte anhand solcher Quellen einen historiographischen Neuanfang, sowohl bei den Mentalitätsgeschichtlern¹¹ oder ganz allgemein im Rahmen der Sozial- und Kulturgeschichte, aber auch bei den Forschern in den Humanwissenschaften, besonders bei Literaturwissenschaftlern, Linguisten, Soziologen und Anthropologen.¹² Für diese Spezialisten sind die Tage- und Hausbücher wertvolle Zeugnisse über das Alltagsleben, und bilden, sofern sie die Beherrschung einer bestimmten Technik voraussetzen, ein direktes und lebendiges Zeugnis für die „Vernunft der Schwächeren“.¹³

Einige dieser Texte sind inzwischen allgemein bekannt wie zum Beispiel das *Livre de raison* von Terrade aus dem Limousin oder das Tagebuch des Pariser Glaser-Handwerksgesellen Jacques-Louis Ménétra.¹⁴ Neben diesen interessanten Beispielen gibt es noch eine Unmenge von Zeugnissen zu entdecken. Selbst wenn eine Anzahl von Handschriften minderer Qualität inzwischen verschwunden ist, so überrascht doch der Umfang der verfügbaren Quellen. Die französischen Forscher haben bis heute mehr als dreitausend Titel aufgefunden.¹⁵ Die Sammlungspolitik

10 Foisil [Anmerkung 3], 331.

11 Bahnbrechend waren diesbezüglich Robert Mandrou, Philippe Joutard, Madeleine Foisil, Daniel Roche, Orest Ranum und Emmanuel Le Roy Ladurie, André Lottin, Jean Goulemot u.a. Vor kurzem hat sich eine Forschungsgruppe – GdR CNRS Nr. 2649 über *Les écrits du for privé du Moyen Âge à 1914* – unter Leitung von Jean-Pierre Bardet und François-Joseph Ruggiu, mit Egodokumenten beschäftigt und zwar mit einer doppelten Zielsetzung: einerseits ging es um eine Bestandsaufnahme der französischen Dokumente in den öffentlichen, nationalen und regionalen Archiven, andererseits haben sie die Ergebnisse ihrer kollektiven Forschungsarbeit in 5 Bänden vorgelegt: Jean-Pierre Bardet und François-Joseph Ruggiu (dir.), *Au plus près du secret des cœurs ? Nouvelles lectures historiques des écrits du for privé en Europe du XVI^e au XVIII^e siècle*, Paris 2005; Michel Cassan, Jean-Pierre Bardet und François-Joseph Ruggiu (dir.), *Les écrits du for privé : objets matériels, objets édités*, Limoges 2007; Jean-Pierre Bardet, Élisabeth Arnoul François-Joseph Ruggiu (dir.), *Les écrits du for privé en Europe du Moyen Âge à l'époque contemporaine : enquêtes, analyses, publications*, Bordeaux 2010; Sylvie Mouysset, Jean-Pierre Bardet, François-Joseph Ruggiu (dir.), *Car c'est moy que je peins. Écriture de soi, individu et liens sociaux (Europe, XV^e-XX^e siècle)*, Toulouse 2010; F.J. Ruggiu, *The uses of first person writings. Africa, America, Asia, Europe*, Bruxelles 2013. Informationen über die Aktivitäten dieser Forschungsgruppe auf der Homepage: www.ecritsduforprive.fr.

12 Zu erwähnen sind hier die Pionierarbeiten von Daniel Fabre, Bernard Lahire und Philippe Lejeune.

13 Bernard Lahire, *La raison des plus faibles. Rapport au travail, écritures domestiques et lectures en milieux populaires*, Lille 1993.

14 Nicole Lemaitre, *Le Scribe et le Mage. Notaires et société rurale en Bas-Limousin aux XVII^e et XVIII^e siècles*, Paris 2000. Daniel Roche, *Journal de ma vie. Jacques-Louis Ménétra, compagnon vitrier au XVIII^e siècle*, Paris 1998 [1982].

15 Die Daten werden vom GdR CNRS Nr. 2649 regelmäßig erweitert, vgl. www.ecritsduforprive.fr.

in anderen europäischen Ländern ermöglicht ebenfalls den Zugang zu mehreren Tausend Titeln.¹⁶ So verfügen wir über einen umfangreichen Bestand von Dokumenten, die schon bekannt oder neu zu entdecken sind, die in den öffentlichen Archiven aufbewahrt sind oder zu den Altbeständen der Bibliotheken gehören; manchmal waren auch private Besitzer bestrebt, solche Dokumente zu bewahren.

Diese durch die Datenbanken sichtbar und zugänglich gemachte Fülle von Dokumenten hat die Forscher dazu gebracht, diese Archive nicht mehr als einfache Dokumentensammlung zu betrachten, um diesen oder jenen Aspekt ihrer Arbeit zu illustrieren – vom Agrarkalender bis zum synkopierten Rhythmus der Demographie im Ancien Régime –, sondern um sie um ihrer selbst willen zu untersuchen und sie bei ihren wissenschaftlichen Nachforschungen an vorderste Stelle zu rücken.

Status der Autobiographie

Zunächst galt es die Frage zu beantworten, welchen autobiographischen Wert diese alltäglichen Schreibakte haben. Nach der inzwischen allgemein anerkannten Definition, die Philippe Lejeune zu Beginn der 1970er Jahre vorgeschlagen hatte, ist die Autobiographie „die retrospektive Prosa-Erzählung, die eine reale Person über ihre eigene Existenz verfasst, wenn sie den Akzent auf ihr individuelles Leben legt, vor allem auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit.“¹⁷ Wie jede Definition so hat auch diese ihre eigenen Grenzen, die unverzüglich überwunden werden wollten. Philippe Lejeune hat übrigens zugestanden, dass sein erster Ansatz zu eng gesteckt war, und hat den Rahmen seiner Forschung sehr schnell erweitert, damit Dokumente mit einer ursprünglich ungewissen Herkunft – Gedichte, Fragmente und andere „Selbstaufzeichnungen“ – den Status autobiographischer Schriften erlangen können. „Die Autobiographie ist vielleicht die Wonne zu glauben, auf sich selbst zugehen zu können“, bemerkt Philippe Lejeune 2005.¹⁸

Wer von Autobiographie spricht, spricht auch von Pakt, zumindest meinte man dies 1975: „Der autobiographische Pakt ist die Verpflichtung, die ein Autor eingeht, sein Leben (oder einen Teil oder Aspekt seines Lebens) mit der Absicht der Wahrhaftigkeit direkt zu erzählen.“¹⁹ Dieses Versprechen hatte lange einen impli-

16 Was Europa und Canada betrifft, vgl. die regelmäßig aktualisierte homepage von Philippe Lejeune, *Autopacte*: <http://www.autopacte.org/ArchivesEuro.html>

17 Philippe Lejeune, *L'autobiographie en France*, Paris 1971, 14.

18 Philippe Lejeune, *Signes de vie. Le pacte autobiographique 2*, Paris 2005, 10.

19 Philippe Lejeune, *Le pacte autobiographique*, Paris 1975, 15.

ziten Charakter und ist während der frühen Neuzeit (15. bis 16. Jahrhundert) selten anzutreffen. Der Verfasser hält es nicht unbedingt für notwendig, sein Schreiben zu rechtfertigen und Bruchstücke seines Alltags in einem Heft festzuhalten, das nur wenigen Lesern – ihm selbst, seiner näheren Umgebung – zugänglich sein wird. Die Idee des Pakts hebt die Identität des Autors als Erzähler und Hauptperson seiner Erzählung hervor. Ob sich der Schreiber in der ersten Person ausdrückt oder nicht, ist dabei nicht von Bedeutung; wichtig ist das Bestreben, zumindest ab der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Verfasser seines Textes sichtbar in Erscheinung zu treten und zwar durch Redewendungen wie „*Livre des raison von mir François Elzéar de Capellis, geboren am 27. März 1685...*“²⁰ oder „Ich der Unterzeichner, habe erhalten von ...“.²¹

Was den Anspruch auf Wahrhaftigkeit betrifft, der dem autobiographischen Pakt zugrundeliegt, so ist dieser meist implizit beim Schreiben vorhanden, aber er kommt auch offen zum Ausdruck: „*Tot so ay vist*“ bemerkt regelmäßig François Vaurelhan, ein Kaufmann aus Albi, als ob er seine Erzählung beglaubigen und seine Wahrhaftigkeit offen und unbestreitbar verkünden wollte: „*et per so que es vertat me syo aysy sus sinat*“.²² Das Schreiben hat gewiss einen subjektiven Charakter schon wegen der Auswahl der Ereignisse, die der Autor für sich behalten oder im Gegenteil dem Vergessen anheimgeben möchte. Und selbst wenn der Autor im Laufe der Erzählung meist im Hintergrund bleibt, so tritt er doch oft innerhalb der scheinbar ungeordneten Menge der erzählten Tatsachen zu Tage und zwar zwischen den dichtgedrängten Zeilen einer Geschichte, in der er zumindest dem Anschein nach praktisch nie die Rolle der Hauptperson spielt.

Ist diese Person trotzdem ein „Autor“? Ihn als solchen zu bezeichnen, ist nicht einfach, man würde ihm nämlich literarische Fähigkeiten zugestehen, die er meistens nicht besitzt. Daher ist man eher geneigt, ihn „Schreiber“ oder „Schreibenden“ (R. Barthes) zu nennen, weniger gebräuchlich und daher eher elliptisch, aber offensichtlich passender. Doch warum soll dieser Schriftsteller ohne besondere Fähigkeiten nicht der Autor seiner eigenen Geschichte sein? Somit wäre es diese Geschichte, selbst wenn sie fragmentarisch in einem einfachen Buchhaltungs- oder Notizheft, auch mehr oder minder anonym, selbst in Unkenntnis der Anforde-

20 *Livre de raison de François Elzéar de Capellis*, Arch. Nat., 1736, AB XIX 3298 C, f. 1

21 *Livre de raison de la famille Pech*, Arch. Dép. de l'Aude, 1521–1828, 3J 2096, f. 1.

22 'Tout cela, je l'ai vu... Et parce que c'est la vérité, je me suis aussi soussigné', trad allemande ? *Livre de François Vaurelhan, passim*. Die *livres de raison* von Lafon und Vaurelhan aus Albi wurden vor kurzem durch Olivier Cabayé und Guillaume Gras veröffentlicht: *Cinq regards d'Albi-gens sur leur ville à travers leurs écrits du for privé, XVIe–XVIIIe siècle*, Albi 2012.

rungen der Prosa, festgehalten wurde, die den Schreiber zu einem echten Autobiographen seines winzigen Lebens erheben würde.

Bis zur Anerkennung dauerte es lange, aber heute ist sie eine Tatsache, und zwar unter dem Vorzeichen einer erneuerten und erweiterten Definition der Autobiographie. Man hat ja schließlich nicht-narrative, diskontinuierliche Texte als autobiographisch anerkannt, in denen die Hauptperson manchmal nur schwer zu identifizieren ist. Die gegenwärtige Mode der Schriften über sich selbst – mit zahlreichen Varianten, angefangen bei der *Chanson de geste* mit den Illustrationen von Charlotte Salomon bis zu den Fotomontagen von Sophie Calle – hat zweifelsohne zum Abbau der Trennwende zwischen den Gattungen beigetragen. Die Autobiographie wird von einem Pakt bestimmt oder auch nicht, da der Pakt nicht mehr einen obligatorischen Charakter hat. Ihr Inhalt geht übrigens weit über die Ego-Sphäre hinaus, da die Chroniken des familiären, sozialen und politischen Lebens innerhalb dieses Corpus breite Aufnahme gefunden haben.

Um als autobiographisch zu gelten, genügt es, wenn ein Schriftsteller den Willen hat, eine Erzählung über sein Leben zu verfassen, und zwar unabhängig von der Art und Weise und der Wortwahl. Man nähert sich hier der extensiven Definition der Gattung, die Georges Gusdorf 1991 vorgeschlagen hatte:

Die Untersuchung der ‚Schriften über sich selbst‘ muss ohne Diskriminierung alle Texte umfassen, in denen das schreibende Subjekt sich selbst als Objekt versteht, Texte, die zu dem zusammengefasst werden können, was die Angelsachsen *Selfbook*, *Book oft he Self* und die Deutschen *Selbstzeugnisse*, *Selbstbekenntnisse* nennen, ohne dass diese Selbstzeugnisse notwendigerweise die Form einer Lebenserzählung, einer Zusammenfassung des Lebenslaufes einer Person vom Anfang bis zum Ende einnehmen. Eine Seite im Tagebuch, ein kurzes Gedicht kann mehr über eine Existenz aussagen als eine lange Darstellung.²³

So hat das zunehmende Interesse für die Ego-Dokumente, unabhängig von ihrer Form, von einem eingravierten Balken bis zu einem bestickten Bettuch,²⁴ zur Wiederentdeckung von Schriften geführt, die wegen ihrer bis dahin nicht beachteten dokumentarischen Qualität ein Schattendasein geführt hatten. Die Aufmerksamkeit, die heutzutage diesen winzigen Spuren des Ichs entgegengebracht wird, wird von einer erneuerten Reflexion über den Platz und den Wert der Zeugnisse in der Geschichte begleitet, wie es Arlette Farge, Philippe Artières und Pierre Laborie mit Recht hervorheben:

23 Georges Gusdorf, *Les écritures du moi*, Paris 1991, 123–124.

24 Bezüglich der Autobiographie auf einem bestickten Bettuch, vgl. den Artikel von Anna Iuso: „Ma vie est un ouvrage à l’aiguille“. Écrire, coudre et broder au XIX siècle, in: *CLIO, Histoire, Femmes et Sociétés*, Bd. 35, Écrire au quotidien, 89–106.

Wenn die Zeugen, diejenigen, die ihr Leben schriftlich niederlegen, heutzutage an Bedeutung gewonnen haben, so liegt das vielleicht daran, dass die Geschichte das sprechende Element braucht, um hautnah zu schreiben. Dies verlangt Reflexion und Fingerspitzengefühl von Seiten der Historiker, Aufgeschlossenheit und Berücksichtigung neuer Probleme, denn der Zeuge bringt sein Zeugnis immer durch die Neustrukturierung seines Gedächtnisses. Und die Geschichte vollzieht sich unter anderem mit diesen Erzählungen. Auch wenn sie oft nicht genau weiß, wie sie mit diesen Zeugnissen umgehen soll, so wird die Geschichte gerade durch sie fortgeschrieben. Die Zeugen stellen die Geschichte her, zu der sie beigetragen haben.²⁵

Vergessen wir nicht den Gedanken, dass die „Geschichte sich unter anderem mit diesen Erzählungen vollzieht.“²⁶ Gehen wir nun zum besonderen Fall der autobiographischen Schriften von Außenseitern über.

Ich schreibe, also bin ich: die Erfindung des Ichs durch das Schreiben

Als Daniel Roche 1982 das Tagebuch des Pariser Glaser-Handwerksgesellen Jacques Ménétra herausgab, wollte er „denen das Wort geben, denen man es entzogen hatte.“²⁷ Im darauffolgenden Jahr wollte Philippe Joutard „diesen Stimmen ein Gehör verschaffen, die aus der Vergangenheit kommen“;²⁸ er ermutigte die Historiker, den Schatz der mündlichen Überlieferung nicht zu vernachlässigen. Durch die Veröffentlichung einer Auswahl aus den Beschwerdeheften hatten Pierre Goubert und Michel Denis schon zwanzig Jahre früher verkündet: „die Franzosen haben das Wort“,²⁹ was bedeutet, dass sie es nie besessen hatten, bevor ihnen durch die Einberufung der Generalstände im Mai 1789 die Gelegenheit dazu geboten wurde.

Denen das Wort zurückgeben, die geschwiegen haben, oder besser gesagt, denen das Wort geben, die nie mitzureden hatten, bedeutet eine wissenschaftliche Herausforderung, vor allem wenn man heute – zur Zeit der Audiointerviews – über frühere Epochen arbeitet. Bezüglich der Bauern im Ancien Régime bemerkt Jean-Marie Goulemot:

25 Philippe Artières, Arlette Farge und Pierre Laborie, *Témoignage et récit historique*, in: *Sociétés & Représentations* 1/2002 (13), 199–206. URL: www.cairn.info/revue-societes-et-representations-2002-1-page-199.htm

26 Ebenda, 199.

27 *Journal de ma vie* [Anmerkung 14].

28 Philippe Joutard, *Ces voix qui nous viennent du passé*, Paris 1983.

29 Pierre Goubert, Michel Denis, 1789, *Les Français ont la parole. Cahiers des Etats Généraux*, Paris 1964, coll. Archives.

[...] weil das Archiv zunächst ein geschriebenes Dokument ist, hatten sie als Untertanen kaum Zugang zu ihm. Zweifelsohne waren sie Gegenstand verschiedener Diskurse, aber immer in einer Schreibweise, die sie nicht selbst hervorgebracht hatten, da sie davon ausgeschlossen waren.³⁰

Die erste Marginalisierung besteht also im Nicht-Zugang zur Schrift, und ganz allgemein zum Gedruckten, somit auch zur Lektüre. Diejenigen, die diesem Verbot zum Opfer gefallen sind, kommen für die Forscher nicht in Frage, sie sind für immer zum Schweigen verurteilt. Somit kann man ohne Umschweife den Zugang zur Schrift als eines der wirksamsten Mittel gegen die extreme Marginalisierung betrachten. Doch überstürzen wir die Dinge nicht: bevor wir auf die Form und Verwendung der Autobiographie durch die Außenseiter eingehen und uns fragen, ob letztere dies wirklich sind, müssen wir uns eher über die Personen verständigen, die als Außenseiter betrachtet werden. Françoise Knopper hat dargelegt, dass das Außenseitertum – im Rahmen des Forschungsprogramms – „ermöglicht hat, religiöse Überzeugungen (konfessionelle Minderheiten, Materialismus) mit politischem Engagement (demokratischen oder republikanischen Forderungen) in Verbindung zu bringen, ebenso mit psychologisch und sozial verschlungenen Lebenswegen (Handwerksgesellen oder Abenteurer).³¹ Diese Außenseiterposition gehöre also eher zu einem freiwilligen intellektuellen Rückzug und nicht zu einem sich Abfinden mit einer sozial ungünstigen Lage, auch wenn die bescheidene Ausgangsposition oder die Misere am sozialen Ausschluss nicht unbeteiligt sind und manchmal den Hintergrund abgeben, vor dem der Autobiograph beschließt, zur Feder zu greifen.³²

Das Profil des Außenseiters erscheint hier zunächst als dasjenige eines Autodidakten, dessen schriftstellerische Fähigkeiten oft gering sind, der aber trotzdem sein Ausgeschlossensein in Szene setzen möchte, da er meint, sein Leben sei es wert, bei der Nachkommenschaft, zumindest bei seiner Familie im Gedächtnis zu bleiben. Der Wunsch zu schreiben ist eindeutig mit der Vorstellung verbunden, eine einzigartige Erfahrung weiterzugeben: „die Geschichte meines Lebens“, wie es Giacomo Casanova und George Sand, in vielerlei Hinsicht zwei Außenseiter ihrer Zeit, als Titel gewählt haben. Hervorzuheben ist jedoch ein bedeutender Unterschied zwischen dieser Elite der Erinnerungskultur und den Zufallsschriftstellern, die hier

30 Vgl. Jean-Marie Goulemots Vorrede zu einer Neuausgabe der *Mémoires de Valentin Jameray-Duval*, Paris 2011, 9.

31 Françoise Knopper, Bilan scientifique du programme de formation-recherche sur La dichotomie entre savoirs des élites et cultures populaires dans les pays de langue allemande (1740–1795), in: *carnet de recherches du CIERA*: <http://ciera.hypotheses.org/204>.

32 Um dieses Thema zu vertiefen und das Porträt des « marginalen Autors » zu ergänzen, vgl. den Beitrag von Ludolf Pelizaeus in diesem Band.

Gegenstand unserer Reflexion sind. Die ersteren, von Montaigne bis zumindest Mauriac, ziehen sich von der Welt zurück, um sich dem egozentrischen Vergnügen hinzugeben, die „Memoiren ihres Lebens“ zu verfassen. Dieser Tatbestand ist bekannt und wurde von den Spezialisten ausführlich untersucht.³³ Auf einen Balken seiner Bibliothek hat Montaigne folgende explizite lateinische Redewendung schreiben lassen:

Im Jahr Christi 1571, im Alter von 38 Jahren, am Vorabend der Kalenden des Mars, zog sich Michel de Montaigne, schon seit langem des Dienstes im Parlament und der öffentlichen Ämter überdrüssig, noch in voller Kraft und Stärke, in den Schoß der gelehrten Jungfrauen zurück.³⁴

Diese Inschrift ist laut Georges Gusdorf „die erste der Schriften über sich selbst, denen Montaigne jene Unsterblichkeit verdankt, die für ihn eine Art Erlösung war.“³⁵ Zwei Jahrhunderte später beginnt Rousseau seine *Confessions* mit derselben Rückzugsgeste: „Intùs, et in Cute“³⁶ (im Innern und unter der Haut). Damit ist alles gesagt: Schreiben ist eine intime Praxis, vielleicht die innerste Erfahrung, die es gibt ...

Was haben die Außenseiter zu sagen, wenn sie beschließen, ihr Leben schriftlich zu erzählen, wann machen sie dies, wie und warum? Wenn sie ihr Leben erzählen, bedeutet die Zeit der Niederschrift einen Rückzug aus der Welt? Anhand einiger Beispiele aus dem europäischen Raum möchte ich zwei oder drei springende Punkte der Schreibmodalitäten bei außergewöhnlichen Personen, die am Rande ihrer jeweiligen Gruppenzugehörigkeit stehen, aufzeigen und auch die Hauptgründe für ihr Schreiben darstellen.

Zur Tat schreiten bedeutet zunächst, sich die nötigen Mittel verschaffen. Die Beherrschung *des* Schreibhandwerks versteht sich nicht von selbst und manche Schreiber sahen sich gezwungen, die Schwierigkeit einzugestehen, Körper und Geist dieser strengen Disziplin zu unterwerfen. Verstehen sie ihre Inkompetenz als eine Art Illegitimität als Autor aufzutreten? Manche geben dies mehr oder minder offen zu und entschuldigen sich bei ihren Lesern, dass sie es gewagt haben, ein Abenteuer zu unternehmen, für das ihr sozialer Stand sie nicht bestimmt hatte und für das sie keine Eignung besitzen. So der Schuhmacher Jean Lafon aus Albi 1750 in seinem umfangreichen *Livre de raison*:

33 Ich verweise auf die Forschungen von Marc Fumaroli, Noémi Hepp, Frédéric Charbonneau, Frédéric Briot, Nadine Kuperty-Tsur.

34 Michel de Montaigne, *Œuvres*, Paris 2007.

35 Georges Gusdorf [Anmerkung 23], 124.

36 Jean-Jacques Rousseau, *Confessions*, Paris 1959, 5. Der Spruch „Intùs, et in Cute“ geht wahrscheinlich auf eine Satire von Persius (III, 30) zurück: „*Ego te intus et in cute novi.*“

Entschuldige der liebe Leser seine Unkenntnis, wenn er an der Rechtschreibung, Satz- und Wortstellung Fehler gemacht hat. Er vergebe ihm alle Mängel, da er diesbezüglich keine Lehre gemacht hat.³⁷

Die Unfähigkeit, eine Feder korrekt zu führen, ist ein kaum überwindbares Hindernis; das Unterfangen setzt eine starke Motivation voraus, nämlich: sein Leben erzählen. Warum, für wen? Nur wenige Schreiber geben die tieferen Gründe für ihren Willen zum Schreiben an. Nachdem Jean Lafon seine Unkenntnis festgestellt hat, bemerkt er, dass „er diese Arbeit nur angefangen hat, um seinen Müßiggang zu überwinden und um seinen Kindern und denen eine Freude zu bereiten, die ihm die Ehre erweisen wollen, ihn zu lesen, wenn es ihnen gefällt. Und ich bin lieber Leser Euer ergebener Diener.“³⁸ Den Müßiggang überwinden, passt nicht so recht zu diesem Handwerker, der ein höchst aktives Leben geführt hat, oder drückt er zum Zeitpunkt, da in den verdienten Ruhestand tritt, seine Angst aus, fortan auf der Stelle zu treten? Das zweite Element seiner Antwort scheint aufrichtiger und zutreffender zu sein: sein Leben beschreiben, um seine Angehörigen zu unterrichten, oder einfach: aus seinem Leben eine nützliche Erfahrung machen; wir werden später auf diesen Aspekt den Schreibvorgangs zurückkommen.

Ein zweiter Grund für das Schreiben ist im Incipit vieler Bücher zu lesen: diese Personen ohne genaue Identität wollten aus der Anonymität heraustreten, indem sie Einzelheiten über ihre Herkunft und ihr soziales Umfeld erwähnen. Zu Beginn des Buches von Jean Lafon findet sich ein höchst seltsamer Text: er spricht von seinen Eltern, aber der Sinn der darauffolgenden Worte bleibt für unser zeitgenössisches Auge dunkel, was wohl auf die schmerzhaft Erfahrung als Kleinstkind zurückgeht:

Im Jahr 1683 ist Jean Lafon, Sohn des Charles d’Auvergne und der Maria Terrise de Roarague, verheiratet, auf dieser elenden Welt angekommen, von seinen näheren Angehörigen schlecht empfangen, und nachdem er neun Monate nackt in einem finsternen Loch verbracht hatte, wurde er von einer Frau vor den Toren eines Schlosses bei der Hand genommen. Man band und fesselte ihn von den Schultern bis zu den Füßen. Zu essen gab man ihm nur Milch durch eine kleine Öffnung und Brei. Er musste seine Sachen wohl ordnen zwischen den Tüchern unter „Quoy“-Rufen, da er nur die hebräische Sprache konnte.³⁹

37 « Excusez mon cher lecteur à son ignorance s’il a manqué d’orthographe, des rangemens, de lettres mal faites. Pardonés luy encore toutes ces fautes soient par l’estude ou par le dessein comme n’ayant point fait l’apprentissage », in: *Livre de raison de Jean Lafon*, XVIII^e siècle, Archives départementales du Tarn, 1 J 219-1.

38 Ebenda.

39 Ebenda.

Ulrich Bräker,⁴⁰ ein armer Bauer aus dem Schweizer Toggenburg, beginnt sein Buch ebenfalls auf originelle Weise: er gibt zu, er sei „so unwissend als es wenige sein mögen.“⁴¹ Schon mit diesen ersten Worten hebt er sein genealogisches Außenseitertum hervor. Wenn er sich auch keines schönen Stammbaumes rühmen kann, betont er doch mit Stolz:

Aber deswegen schäm' ich mich meiner Eltern und Voreltern bey weitem nicht. Vielmehr bin ich noch eher ein Bischen stolz auf sie. Denn, ihrer Armuth ungeachtet, hab' ich von keinem Dieb, oder sonst einem Verbrecher den die Justitz hätte straffen müssen, von keinem Lasterbuben, Schwelger, Flucher, Verleumder u. s. f. unter ihnen gehört; von keinem, den man nicht als einen braven Biedermann mußte gelten lassen; der sich nicht ehrlich und redlich in der Welt nährte; von keinem der betteln gieng.⁴²

Somit erlaubt das Schreiben dem „Armen Mann im Tockenburg“ seine tugendhafte Abstammung ins Licht zu rücken und zwischen mehreren Ebenen des sozialen Außenseitertums zu unterscheiden; dabei gibt dieser Pietist seinen Kindern deutlich zu verstehen, dass sein Außenseitertum in den Augen Gottes und der Menschen nichts Verwerfliches noch Schändliches an sich hat.

Für diese Autoren, die nicht zum Schreiben bestimmt waren, gibt es einen dritten Grund, zur Tat zu schreiten und von dem zu erzählen, was sie gesehen und erlebt haben. „Tot so ay vist“: all das habe ich gesehen, wiederholt regelmäßig der Kaufmann Vaurelhan aus Albi. Auch ohne das stilistische und konzeptuelle Werkzeug zu besitzen, wollen diese Männer ohne Geschichte sich in eine Geschichte einschreiben, nämlich die ihrige. Der katalanische Gerber Miquel Parets verfasst eine umfangreiche Autobiographie, in der er das beschreibt, von dem er Zeuge war. Seinen Bericht über die Pest in Barcelona im Jahre 1651 halten James Amelang und Xavier Torres für ein wertvolles volkstümliches Zeugnis, das von einem Augenzeugen stammt, der die Epidemie überlebt hat, die seine Stadt und die eigene Familie dahingerafft hat.⁴³ Nach diesen zwei Historikern ist Parets Version verschieden von derjenigen, die gewöhnlich von den Eliten überliefert wird, und zwar ein Bericht vor Ort, als ob er die Katastrophe beschwören wollte. Das Übel kam von den Elendsvierteln der Stadt, der Leichnam wurde in jenem Haus zu der und der Stunde entdeckt; diese übliche Beschreibung der Pest findet sich auch bei Parets, aber er geht darüber hinaus und schildert eingehend die tieferen Gründe für die Verbreitung der Epidemie: die Pest triumphiert, weil der Egoismus triumphiert. Der Man-

40 Vgl. Pierre Brunels Beitrag in diesem Band.

41 Ulrich Bräker, *Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg*, Zürich 1789, hier zitiert nach Ulrich Bräker, *Der arme Mann im Tockenburg*, Stuttgart 1989, 11.

42 Bräker, *Der arme Mann im Tockenburg*, 12–13.

43 James Amelang/Xavier Torres, *Dietari d'un any de pesta de Miquel Parets*, Vic 1989, 13.

gel an familiärer und städtischer Solidarität, das Abbrechen der traditionellen sozialen Bindungen sind in erster Linie dafür verantwortlich. Wenn für gewöhnlich die Armen und Außenseiter angeklagt werden, die von der Pest heimgesuchte Stadt zu plündern, so betont Parets das Abdanken der Eliten, sowohl bei den Laien als auch bei den Klerikern, die es versäumt haben, die soziale Ordnung aufrecht zu erhalten, so dass sich die Krankheit in der ganzen Stadt ausbreiten konnte. Indem Parets die wahren Schuldigen an dieser Unordnung beim Namen nennt, schlägt er eine ganz neue Reflexion über die Ansteckung vor.⁴⁴ Amelang und Torres heben das Interesse seines Zeugnisses hervor und betonen, dass weder Bocaccio noch Defoe, weder Manzoni noch Camus wirklich erlebt haben, was sie erzählten, während der katalanische Gerber die Katastrophe hautnah beschreibt.

Die Autobiographien von Außenseitern haben also mehrere gemeinsame Punkte: sie werden von Personen verfasst, die nicht unbedingt das nötige mentale Werkzeug besitzen, sie bringen einen Lebensbericht „from below“, sie fügen sich gewöhnlich in ein reiches Schreibprogramm ein, das sich nicht auf die Erzählung über sich selbst beschränkt. Jean Lafon zum Beispiel schlägt seinen Lesern eine Geschichte der Bischöfe von Albi vor, von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, verwoben mit Textabschriften und persönlichen Erläuterungen. Das Werk des Katalanen Miquel Parets beruht, wie schon erwähnt, auf dem Prinzip der Chronik einer Stadt, der seinigen, und dazu schreibt er Tausende Seiten voll. Wir haben es hier mit Vielschreibern zu tun, die trotz der Ungeschicklichkeit und Merkwürdigkeit ihres Unterfangens mit dem Schreiben viel Zeit verbringen und über alles schreiben: *Tot so, ay vist*.

Kommen wir schließlich zu dem zurück, was diese Schreibweise am besten charakterisiert, d.h. der Wunsch, einen Lebensbericht zu verfassen. Diese Zielvorstellung stellt den anonymen Schreiber in den Mittelpunkt der Chronik und bringt ihn somit auf Distanz zu seiner bisherigen Bestimmung. Aus dem Dunkel tritt er ins Licht einer mit seinen eigenen Worten erzählten Geschichte, wobei seine Meinung zum Ausdruck kommt und ganz allgemein seine Vorstellung von einer Welt, in der er nichts ist oder ganz wenig. Hat ihm sein bisheriges Leben schon eine solche Gelegenheit geboten? Dazu erfindet er eine Geschichte, die er manchmal romanhaft verarbeitet, wie es bei Christian Reuter am Ende des 17. Jahrhunderts und bei Sophie von La Roche im 18. Jahrhundert der Fall war;⁴⁵ die Autobiographie schlägt

44 « La narration de Parets n'est pas seulement une chronique riche en informations. Elle constitue aussi l'un des témoignages directs les plus révélateurs de l'expérience de la peste à l'époque moderne ». Amelang/Torres, *Dietari*, 15.

45 Siehe die Artikel von Jean Schillinger und Helga Meise in diesem Band.

somit den Weg der Fiktion ein.⁴⁶ Der Schreiber schafft sich somit auch ein Publikum: seine Angehörigen, seine Kinder, die Kinder seiner Kinder: dem Horizont sind, unter der Bedingung, dass die Schriften unverändert tradiert werden, keine Grenzen gesetzt.

Das Zeugnis selbst, das somit an die Öffentlichkeit gelangt, macht aus einer gewöhnlichen eine historische Erzählung, indem es die Familien-Saga mit nützlichen Chronotopen strukturiert, die seinen Autor über den reinen Familienrahmen hinausgehend zeitlich und örtlich einbinden. Seine Vorstellung von der Welt ist subjektiv und klar abgesteckt: er hat die Ereignisse, die es zu bewahren gilt, sorgfältig ausgewählt; man kann und man darf nicht alles schreiben. An dieser Gedächtnis-Auswahl erkennt man die Persönlichkeit der Person, die entscheidet oder davon absieht, zu erzählen, was sie weiß. In dieser Varietät der Zeugnisse erscheinen durch das Schreiben Menschen, die vor sich selbst wie vor uns entstehen, vor uns Lesern, und das mit einem Abstand von einigen Jahrhunderten.

Was ist zum Beispiel von François Vaurelhan festzuhalten? Wohl nicht ob er ein guter Kaufmann im Albi des 16. Jahrhunderts war; darüber wissen wir nichts, aber was erfährt man über ihn durch die Erzählung der Geschichte seiner Stadt? Die Faszination, die das besondere Schauspiel der Hinrichtungen auf ihn ausübt, denn er beschreibt sie ausführlich und eingehend. Schreiben wird hier zu einer Art Sucht, nähert sich einem gewissen Voyeurismus, durch das Schreiben wirft er einen eigenartigen Blick auf die Welt, einerseits auf die Umgebung des Autors, andererseits kommt etwas von seinem inneren Selbst zum Vorschein, wie ein doppelseitiger Spiegel.

Was ist an Valentin Jameray-Duval bemerkenswert, wenn nicht das „fabelhafte Schicksal“ eines kleinen vaterlosen Bauern, der anstatt sein Leben lang Schafe und Truthühner zu hüten, auf seinem Weg dem Herzog von Lothringen mit seinem Gefolge begegnet, Aufnahme bei den Jesuiten findet, Bibliothekar des Herzogs von Lothringen wird, in Lunéville, dann in Florenz und später in Wien, wo er zum Direktor des kaiserlichen Münzkabinetts ernannt wird. Wie hat er diese Verwandlung von einem Vagabunden zu einem Habsburger-Offizier erlebt? Jean-Marie Goulemot erhellt seinen Lebenslauf:

Das Buch eines Bastards, der sich auf seine Herkunft beruft und sie zur selben Zeit verleugnet, der die Unterdrückung durch den König und die Oberen denunziert und

46 Siehe den Artikel von Geneviève Espagne in diesem Band.

sich gleichzeitig in seiner Schreibweise kulturell überbietet, als ob er darin mehr Anerkennung finden wollte.⁴⁷

Die Memoiren von Valentin Jameray-Duval sind in vieler Hinsicht eine Ausnahme, ebenso wie diejenigen von Peter Prosch aus Tirol oder Jung-Stilling aus Westfalen.⁴⁸ Somit können sie nicht als Paradigma einer marginalen Schreibweise gelten, auch wenn ihre Autoren ihr Leben am Rande von zwei Gesellschaftsformen verbracht haben – des niederen Volkes und der großen Welt –, sie haben beide durchschritten, aber nie dazu gehört. Doch sind Jameray-Duval und Jung-Stilling beispielhaft für die Art und Weise, wie sie ihr Leben beschrieben haben, da sie einen rigorosen Pakt der Wahrhaftigkeit für sich beanspruchen. Ersterer fügt ständig⁴⁹ hinzu „Das ist wahr“. Dies erinnert an das „per so que es vertat“ von François Vaurelhan oder auch an die Eingangsformel des Notars Pierre Philippe Candy, eines freisinnigen Außenseiters, der zu Beginn seines Buches behauptet:

Ich der Unterzeichner erkläre, dass alles, was dieses Livre de raison enthält, die genaueste Wahrheit ist, und dass man sich auf die geringsten Einzelheiten und Umstände berufen kann.⁵⁰

Der Wunsch, eine wahre Geschichte zu schreiben, wie ihn der junge Heinrich Jung-Stilling in seiner Autobiographie ausdrückt, bekundet den Willen, als glaubhafter Zeuge der gesehenen und erlebten Welt aufzutreten und somit Historiker seines eigenen Lebens zu sein. Dazu noch wollen diese Autoren eine einzigartige Vision bieten, direkt und ohne Umschweife; ermutigt werden sie durch ihre Stellung als Außenseiter. So wollen Jameray-Duval während des Ausnahmewinters 1709 und Miquel Parets 1651 von den Katastrophen ein realistisches und packendes Bild geben:

Es fehlt nicht an Schriftstellern, die ihren Stil und ihr Talent dazu verwendet haben, gelehrte und seltsame Abhandlungen zu verfassen über die Schneemenge und Windstärke, die damals herrschten, über die Dicke des Eises, über die Kältegrade und bis zu welcher Tiefe in den unterirdischen Bereichen man die Kälte spürte. Aber ich kenne niemanden, der den Mut und die edle Kühnheit gehabt hätte, das fürchterliche Elend, das diese Plage unter dem Volk verursacht hatte, darzustellen ...⁵¹

47 Vgl. Jean-Marie Goulemots Vorrede zu einer Neuausgabe der *Mémoires de Valentin Jameray-Duval*, Paris 2011, 9.

48 Siehe die Artikel von Rolf Wintermeyer und Marie-Renée Diot in diesem Band.

49 Die drei Worte « cela est vrai » wurden in der Ausgabe weggelassen, um den Text zu verkürzen, nach Mitteilung von Jean-Marie Goulemot [Anmerkung 28], 73.

50 René Favier, *Pierre-Philippe Candy, journal d'un notaire dauphinois au XVIII^e siècle*, Grenoble 2006.

51 Jean-Marie Goulemot [Anmerkung 28], 119.

Wie Parets so hat auch Jameray-Duval, der zur Zeit der Abfassung seiner Memoiren mit den Großen dieser Welt verkehrte, nicht gezögert, seine Version der Tatsachen zu liefern und seinen Lesern eine Geschichte zu vermitteln, die, seiner bescheidenen Herkunft treu, Mächtige und Elende gegenüberstellt: „kein Autor hat von der kriminellen Gefühllosigkeit der Reichen, vom himmelschreienden und skandalösen Raub der Wucherer berichtet... Aber ich weiß, dass die verschiedenen Steuern [milices, gabelles u.a.] mit derselben Härte und Strenge gefordert werden“.⁵²

Diese Schreitätigkeit drückt Rebellion aus, insofern als dass diese Gelegenheitschriftsteller aus ihrem Leben eine exemplarische Erzählung machen wollten. Wenn auch oft ungeschickt – obwohl Jameray-Duval und einige andere diesbezüglich eine Ausnahme bilden –, gelingt ihnen das Schreiben nach und nach immer besser; manchmal kommt es vor, dass sie daran Gefallen finden und nicht mehr aufhören zu schreiben. Wonnegefühl und Torheit – wie Ulrich Bräker⁵³ schreibt – verleiten sie dazu, sich allmählich in den Mittelpunkt ihrer Erzählung zu setzen, den Rausch ihrer Tätigkeit zu genießen, wenn sie aus ihrer eigenen Erfahrung zur genauen Beobachtung ihrer Zeit gelangen. Anhand ihres Schicksals bieten sie eine gelebte Geschichte: „sehen ist Zeugnis ablegen“ erklärt Françoise Knopper bezüglich des Weimarer Bibliotheksgehilfen J.C. Sachse.⁵⁴ Es handelt sich auch hier um eine Geschichte von unten, von ganz unten. Die bestgebildeten unter ihnen drücken diese Besonderheit aus; ihre soziale Position allein macht es möglich, eine brauchbare Lesart von ihrer Vergangenheit zu bieten. Dass die Außenseiterrolle dem rätselhaftesten der Schreiber die Gelegenheit zu einer „echten“ Vision gibt, ist wohl alles eher als sicher. Dass dagegen das Schreiben ihm die Möglichkeit verleiht, aus dem Schatten zu treten und sich ins volle Licht zu stellen, in den Mittelpunkt seines eigenen Lebens, ist eine verlockende Hypothese, bleibt aber zu bestätigen und verlangt, sich durch das Dickicht der Archive durchzuarbeiten, also eine Aufgabe für an Ego-Dokumenten, am persönlichen Schreibvorgang interessierte Forscher. Zum Abschluss noch ein Wunsch: es wäre schade, im Rahmen dieser Erforschung die Autobiographien von Frauen, die am wenigsten ins Blickfeld gedrungen sind, zu

52 Ebenda.

53 „Laßt mich meine Kinder, Freunde, Leser! wer Ihr seyn mögt', ich bitt' Euch, laßt mich ein Thor seyn! Es ist Wohllust – süsse, süsse Wohllust, so in diese seligen Tage der Unschuld zurückzugehn – sich all die Standorte wieder zu vergegenwärtigen, und die schönen Augenblick' noch einmal zu fühlen, wo man – gelebt hat.“ Bräker, *Der arme Mann im Tockenburg* [Anmerkung 41], 65.

54 Siehe ihren Artikel in diesem Band.

vernachlässigen – Helga Meise und Jutta Heinz haben in diesem Sammelband daran gedacht.⁵⁵

Deutsche Übersetzung *F. Knopper*

55 Zur Frauenalltagsgeschichte in diesem Zusammenhang, vgl. Isabelle Lacoue-Labarthe und Sylvie Mouysset (dir.), *Ecrire au quotidien*, Paris, CLIO, *Histoire, Femmes et Sociétés* no. 35, 2012.

